

Predigt am Israelsonntag, 21.8.2022 zu Mt 5,17-20

Johanneskirche Schlachtensee

Pfr. i.R. Manfred Lösch

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns!
Amen

Liebe Schwestern und Brüder,

der heutige 10. Sonntag nach Trinitatis wird im Kirchenjahr als der „Israelsonntag“ begangen. Wohlgemerkt geht es dabei nicht um den heutigen Staat Israel, sondern um Israel als das erwählte Volk unseres Gottes, von dem unsere Bibel erzählt und dessen Erbe in jedem unserer Gottesdienste vorkommt.

Es geht am Israelsonntag um das Verhältnis von Juden und Christen und damit um einen ganz wesentlichen Lernprozess, in dem wir uns befinden. Dabei können in den Gottesdiensten zwei ganz unterschiedliche Akzente gesetzt werden. Beatrix von Foerster hat in unseren Gemeindenachrichten einen kurzen Text dazu geschrieben, den ich gern auch noch mal oben an auf unser heutiges Gottesdienstblatt gedruckt habe.

Ja, dieser Tag kann und muss immer auch sowohl als ein Tag tiefer Trauer und der Buße begangen werden, als auch als ein Tag großer Freude und der Zuversicht. Frau von Foerster hat schon auf die zeitliche Nähe zum 9. Tag des

Monats Av im jüdischen Kalender hingewiesen. An diesem Fastentag nach dreiwöchiger Trauer, dem Tischa ben Av, in diesem Jahr vom Abend des 6. bis zum Abend des 7. August, haben unsere jüdischen Schwestern und Brüder der zweimaligen Zerstörung des Jerusalemer Tempels 586. vor Christus und 70 nach Christus und weiterer Katastrophen in der Geschichte des Volkes Israel gedacht

Bereits seit dem 16. Jahrhundert ist auch in den christlichen Kirchen immer wieder der biblisch überlieferten Geschichte der Zerstörung Jerusalems gedacht worden. Im Zentrum stand dabei lange Zeit der Evangeliumstext aus Lukas 19,41-48. Das ist die Episode, in der Jesus die erneute Zerstörung des Heiligtums in Jerusalem voraussagt und über die geliebte Stadt weint, bevor er in den folgenden Versen die Händler aus dem Tempel vertreibt.

Wir erinnern uns vielleicht, dass Jesus da über Jerusalem sagt:

Es wird eine Zeit für dich kommen, in der deine Feinde rings um dich einen Wall aufwerfen, dich einschließen und von allen Seiten bedrängen. Sie werden dich und deine Kinder zerschmettern und keinen Stein auf dem andern lassen; denn du hast die Zeit der Gnade nicht erkannt.

Und so geschah es dann auch: Im Jahr 70 unserer Zeitrechnung zerstörten die Römer den Tempel - wie sechs Jahrhunderte zuvor die Babylonier - und 136 n. Chr. wurde gar die ganze Stadt Jerusalem dem Erdboden gleichgemacht.

Im Mittelpunkt der christlichen Betrachtung stand dabei immer das Gerichtshandeln Gottes an seinem erwählten Volk. Und damit war der Vorstellung Tür und Tor geöffnet, der Gott der Bibel habe sich von seinem ehemals erwählten Volk abgewendet und die Erwählten seien nun wir Christen. Diese Überheblichkeit und der Antijudaismus haben über Jahrhunderte hinweg unendlich viel Leid über jüdische Menschen gebracht und leisteten dem Irrsinn der Nationalsozialisten und dem Holocaust Vorschub.

Wir wissen als Christen und als Kirche um diese Schuld und doch ist ein noch längst nicht abgeschlossener Lernprozess, die Synagoge tatsächlich als die ältere Schwester der Kirche zu begreifen und Juden als Geschwister, die - so hat es mal ein jüdischer Gelehrter formuliert – mit uns wie siamesische Zwillinge an der Hüfte zusammengewachsen sind, und denen gar nichts anderes möglich ist, als miteinander zu laufen.

Es hat auch nach der Shoah noch lange gebraucht, bis in unserer Kirche auch die Gestaltung des Israelsonntags verändert und der Blick frei wurde für das Verbindende und ein gedeihliches Miteinander von Christen und Juden.

Ich habe anfänglich gesagt: Dieser Tag kann sowohl als ein Tag tiefer Trauer und der Buße begangen werden, als auch als ein Tag großer Freude und der Zuversicht.

Ich möchte nun gern den heutigen Israelsonntag mal vor allem als Tag der Freude am christlich-jüdischen Dialog und

als Tag der Zuversicht, dass unser Lernprozess uns im Namen des einen gemeinsamen Gottes zu einer gemeinsamen Stimme angesichts der Herausforderungen unserer Zeit führt.

Für heute ist ein Predigttext vorgesehen, der uns in aller Deutlichkeit daran erinnert, dass unser Herr und Bruder Jesus Christus, in dessen Namen wir uns hier versammeln und von dem wir uns zum Abendmahl einladen lassen, ein frommer, jüdischer Schriftgelehrter war, kein Erfinder oder Begründer einer neuen Religion, sondern ein stringenter Ausleger der Tora, des von Mose her überlieferten jüdischen Gesetzes.

Stellen Sie sich vor, wir wären heute morgen nicht hier, fast am Ufer des Schlachtensees, sondern auf einem Hügel oberhalb des Sees Genzareth im Galiläa des ersten Jahrhunderts.

Heute wird dieser Hügel der Berg der Seligpreisungen genannt und wenn Sie Glück haben, dann sind sie auf einer Israel-Rundreise wie ich vor drei Jahren mit einer wunderbaren frommen Jüdin als Reiseleiterin unterwegs. Dort auf dem Berg der Seligpreisungen ruft sie die ganze Reisegruppe zu sich, zieht eine Bibel aus der Tasche und sagt: egal, was sie glauben oder auch nicht, an diesem Ort müssen sie einfach einmal auf das hören, was nach der Überlieferung des Evangelisten Matthäus Jesus hier den jüdischen Frauen, Männern und Kindern, die um ihn herum waren,

gepredigt hat.

Und dann beginnt sie, die israelische Jüdin, die Bergpredigt, diese große Rede des Juden Jesus, vorzulesen, mit den Seligpreisungen Jesu, die ein Theologe unserer Tage mal das „Regierungsprogramm des Himmelreichs“ genannt hat.

Liebe Gemeinde, mich hat diese Situation mehr berührt als vieles andere, was ich in Israel erlebt habe.

Unzählige Male hatte ich sie gelesen, gehört, als Leitvers anlässlich von Taufen oder Konfirmationen erlebt – und wir kennen sie sicher fast alle, die markanten Sätze aus dem 5. Kapitel des Matthäus-Evangeliums, die immer beginnen mit „Selig sind... und dann das Wort vom Salz der Erde und dem Licht der Welt.

Im Anschluss daran folgt dann bei Matthäus das Stück der Bergpredigt Jesu, zu dem wir uns jetzt zu den um Jesus versammelten hinzugesellen und auf das wir aufmerksam lauschen:

Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen vom Gesetz, bis es alles geschieht. Wer nun eines von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehrt die Leute so, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber tut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreich. Denn ich sage euch: Wenn

eure Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ (Mt 5, 17-20)

Jesus von Nazareth begegnet uns hier als frommer Jude, als einer der vielen Tora-Gelehrten, die Menschen im Tempel oder auch anderswo um sich versammelten, um die Tora auszulegen. Die Tora, das Gesetz, wie es in unserer Übersetzung heißt das ist die Weisung Gottes für ein gelingendes Leben in Freiheit und im Frieden miteinander: auf dem Sinai Mose und dem Volk Israel gegeben, um ein Leben in Gemeinschaft in Frieden und Gerechtigkeit zu gestalten.

Dieser Jesus, der erscheint uns etwas fremd, weil wir durch Jahrhunderte der christlichen Theologie in bewusster Abgrenzung zum Judentum eher einen Jesus kennengelernt haben, der sich im Gegenüber zu Pharisäern und Schriftgelehrten und im Gegensatz zum Judentum seiner Tage befand.

Wir hören hier aber einen, dem die Tradition und die Beachtung der Gebote absolut wichtig ist. Für ihn gelten die Tora, das Gesetz, die Weisungen Gottes und der Propheten: unverbrüchlich, unbeding, ohne Änderung, bis Gott kommt.

Die christliche Theologie seit Paulus und der Zeit der Kirchenväter und dann ganz besonders die protestantische Theologie hat dem gegenüber immer die Freiheit vom

Gesetz betont – und dabei für viele Gläubige das Trugbild vom Judentum als einer Gesetzesreligion im Gegensatz zum Christentum, in dem das Evangelium die Menschen frei macht.

Nun, wenn man streng orthodoxen Juden begegnet, mit ihrer besonderen Haartracht, ihrer auffälligen Kleidung, ihren schier unzähligen Regeln und Vorschriften für das tägliche Leben, dann kann das durchaus für einen Christen, den Eindruck erwecken, im Judentum ginge es allein um eine freudlose Befolgung von Geboten, Gesetzen und Vorschriften.

Wenn man aber mal einem jüdischen Festumzug begegnet ist, zum Beispiel anlässlich einer Bar-Mizwa (das ist so etwas wie unsere Konfirmation oder bei den Katholiken die Firmung) dann wird man eines Besseren belehrt: da wird die Tora-Rolle, die in der Synagoge weit bedeutsamer ist als bei uns die Altarbibel, tanzend und singend vorneweg getragen.

Und man muss wissen, dass nach jüdischem Verständnis die Frage, wie das Leben gemäß Gottes Willen zu gestalten sei, eine kontinuierliche Diskussion braucht, anhand von konkreten alltäglichen Erfahrungen. Und die weisen und oft gewitzten Entscheidungen frommer jüdischer Gelehrter angesichts immer wieder auftretender Zweifelsfälle und Grauzonen ist legendär.

„...ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ So hat es Martin Luther übersetzt. Man kann auch übersetzen: *„... ich bin nicht gekommen, um zu zerstören, sondern um aufzurichten.“*

Die Tora aufrichten: das bedeutet, ihr Geltung zu verschaffen, dafür Sorge zu tragen, dass Gottes Gebote tatsächlich erfüllt werden. Das bedeutet, der Herrschaft Gottes auf Erden Raum und Geltung zu verschaffen. Nicht jenseitig, sondern diesseitig, ganz praktisch und konkret. Da, wo Gottes Gebote -wohlgemerkt immer neu reflektiert - praktisch angewendet werden, wo Menschen Gott als den Herrn und Menschen einander achten und füreinander sorgen, da ist das Heil.

Unser Predigttext endet dann mit einem Satz, der in der Geschichte unserer Kirchen zur Diffamierung des Judentums verwendet wurde: *„Denn ich sage euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“*

Dieser Satz ist wohl eben nicht wie geschehen als eine grundlegende Kritik an der Lehre der Pharisäer und Schriftgelehrten zu verstehen und als Abwendung von ihrer Botschaft, sondern als eine harsche Kritik an einer Lebenspraxis, die der Lehre nicht konsequent entspricht; und zwar einer Lehre, die immer darauf ausgerichtet sein muss, dass Gott die Ehre gegeben wird, indem Menschen sich liebevoll

um Gerechtigkeit und Frieden mühen.

Es war wohl auch damals so: Wer auslegt, wer verkündigt, steht immer auch in der Gefahr, dass die eigenen Taten hinter den Worten zurückbleiben. Das wissen Eltern, wissen Lehrer*innen, Prediger*innen und auch Schriftgelehrte, damals wie heute.

Und leider gilt das auch für das ebenso schlichte wie bedeutsame Gebot, das bereits in der Tora des Judentums enthalten ist: „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst.“

Durch die Tora-Auslegung Jesu wurde Nächstenliebe zum Zentralbegriff im Christentum, der bereits in der Antike neben dem Begriff der Gerechtigkeit, (der ebenfalls aus der Tora stammt) zum Grundwert der Ethik wurde.

Immer wieder, liebe Brüder und Schwestern, wird uns heute morgen deutlich, dass wir Christen und Christinnen uns sehr davor hüten müssen, uns die biblische Tradition derart anzueignen, dass wir vom Kreuz und der Auferstehung Jesu her die alleinige Deutungshoheit beanspruchen.

Ja, wir glauben daran, dass mit Jesus Christus alle Völker mit hineingenommen sind in das Heilshandeln des einen Gottes mit seiner Schöpfung. Aber wir sind eben auch (wie ich in einer Predigthilfe las) nur Gäste im Haus des Ewigen. Gäste, die oft meinten, das Haus übernehmen zu können und den Gastgebern nur eine winzige Ecke überlassen zu müssen.

Wie gut, wenn uns der jährlich am 10.Sonntag nach Trinitatis wiederkehrende Israelsonntag erinnert, mahnt und einlädt zum jüdisch-christlichen Dialog und zum Miteinander, wo immer es möglich ist.

Zum Schluss, liebe Gemeinde, etwas aus der legendären Schatzkiste der Rabbinischen Literatur, von der ich eben sprach:

Ein Rabbi fragte seine Schüler, wann der Tag beginnen würde. Der erste fragte: „Beginnt der Tag, wenn ich von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“ – „Nein“, sagte der Rabbi. „Dann beginnt der Tag, wenn ich von weitem einen Dattelbaum von einem Feigenbaum unterscheiden kann“, sagte der zweite Schüler. Der erntete wieder ein Nein. „Aber wann beginnt dann der Tag?“, fragten die Schüler. Der Rabbi antwortete: „Der Tag beginnt, wenn Du in das Gesicht eines Menschen blickst und darin Deine Schwester oder Deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“ Amen

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus!

(mit Dank für Anregungen durch Predigthilfen von Aktion Sühnezeichen und die Arbeitshilfe „Überfließende Gerechtigkeit“ zum Israelsonntag 2022 vom Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers)